

Von der Ur- zur Schriftsprache

Woher die 6000 Sprachen unserer Welt kommen - und wohin sie gehen

Tore Janson: Eine kurze Geschichte der Sprachen. Spektrum, Heidelberg 2006. 280 Seiten, Fr. 20.-

Von Geneviève Lüscher

Warum sprach kein Mensch vor 2000 Jahren Deutsch, und warum wird das auch in 2000 Jahren niemand mehr tun? Solchen Fragen widmet sich der schwedische Linguist Tore Janson in seinem spannenden Buch zur Geschichte der Sprachen. 2002 bereits auf Englisch, ist dieses informative Werk nun auf Deutsch erschienen. In kurzen und kurzweiligen Kapiteln führt uns der Wissenschaftler von den Ursprüngen der Sprache bis in die Gegenwart. In einem spekulativen Schlusskapitel macht er sich einige Gedanken über die Zukunft. Das Werk eignet sich hervorragend als Einstieg für alle, die sich für die Sprachentwicklung interessieren.

Dem Forscher ist es ein dringendes Anliegen, «einige wichtige Muster in der Beziehung zwischen Sprache und Geschichte» zu zeigen. Die Sprache entwickelt sich nicht im luftleeren Raum, sondern immer zusammen mit den Menschen und ihrer wechselvollen Geschichte, die keinen linearen Gesetzmässigkeiten folgt. Von den neueren Forschungsströmungen, die der Sprachentwicklung mit Hilfe von biologischen Modellen auf die Spur kommen wollen, hält er offenbar gar nichts. Sie kommen in seinem Buch überhaupt nicht vor.

Wann wurde der erste Satz gesprochen? «Da es keine direkten Hinweise gibt, sind alle Vermutungen rein spekulativ», schreibt Janson. Vor 40 000 Jahren, als der Mensch begann, Kunstwerke anzufertigen? Vor 150 000 Jahren, als der Homo sapiens sapiens auftauchte? Oder gar vor 2 Millionen Jahren, als der Mensch die ersten Steinwerkzeuge schuf? Auch die Frage, warum der Mensch zu reden anfang, lässt sich nicht beantworten, weil nicht klar ist, welchen Vorteil ihm das Sprechen gebracht hat. Für Janson scheint sicher, dass Sprache von der Art, wie wir sie verwenden, seit mindestens 40 000 Jahren existiert haben muss. Damals lebten die Menschen als Jäger und Sammlerinnen. Heute noch lebende Wildbeuterguppen sprechen wie wir. Keineswegs sind ihre Sprachen «primitiver». Die Khoisan-Sprachen im südlichen Afrika beispielsweise kennen viel mehr Konsonanten als jede europäische Sprache; dafür sind ihre Verbformen einfacher. Gerade umgekehrt ist es bei den australischen Aborigines. Sie

kennen nur wenige Laute, können aber mit einem einzigen Verb einen Sachverhalt ausdrücken, für den man im Deutschen mehrere Sätze bilden muss.

Was ist eine Sprache überhaupt? Sprechen zwei, die sich beim Reden verstehen, dieselbe Sprache? Norweger und Schweden werden diese Frage verneinen. Ein Amerikaner aus dem Mittelwesten und ein Londoner sind hingegen der Meinung, dieselbe Sprache zu sprechen, obwohl sie einander nicht verstehen. Offenbar gibt es keine allgemein gültige Definition. Janson hält das Urteil der Sprechenden für ausschlaggebend. «Es wäre nicht klug, einem Schweden beweisen zu wollen, dass er norwegisch spricht!»

Die meisten Sprachen gehören zu einer Sprachgruppe und sind aus einer Ursprungssprache hervorgegangen. Gemäss Janson gibt es deren ungefähr 20, eine Zahl, die unter Linguisten heftig diskutiert wird. Janson erklärt anhand zweier Beispiele, dem Indoeuropäischen und den Bantu-Sprachen, wie eine solche Gruppe entstehen kann. Für die indoeuropäische Ursprache gibt Janson der «Ackerbauhypothese» viel Kredit. Sie besagt, dass sich das Protoindoeuropäische zusammen mit Ackerbau und Viehzucht ab etwa 10 000 v. Chr. vom Nahen Osten aus ausgebreitet hat. Aber weiter zurück als bis zu den grossen Sprachgruppen lässt sich nach Meinung Jansons seriö-

serweise nicht gehen. Es sei schlicht unmöglich, darüber etwas zu wissen. «Es mag eine Ursprungssprache gegeben haben, doch deren Wörter lassen sich nicht aus existierenden Sprachen rekonstruieren», meint er dezidiert.

In Europa entwickelten sich aus dem Indoeuropäischen unter anderen drei grosse Sprachgruppen: Germanisch, Slawisch und Romanisch, denen der Autor ausführliche Kapitel widmet. Janson beschreibt die Entwicklung zu Nationalsprachen und schliesslich zu Schrift- und Schulsprachen, die erst im Verlauf eines langen Prozesses, der von 1300 bis 1700 n. Chr. dauerte, das seit dem römischen Imperium allgegenwärtige Latein verdrängten.

Immer wieder entstehen auch heute noch neue Sprachen, beispielsweise das Afrikaans, neben vielen anderen, die verschwinden, wie das gälische Keltisch in Schottland. Janson schätzt, dass von den etwa 6000 derzeit gesprochenen Sprachen «mindestens 1000 in ein paar Generationen verschwunden sein werden». Er bedauert das: «Jede einzelne Sprache ist eine kulturelle Schöpfung, die von den Erfahrungen und der Kreativität zahlreicher Sprechergenerationen geformt wurde.»

Seine Zukunftsvisionen gliedert er in drei Schritte: In 200 Jahren werden viele kleine Sprachen tot sein. Das Englische wird aber weniger dominant sein als heute, «da die politische Situation diese Sprache wahrscheinlich nicht so lange begünstigen wird». Sollte die Welt aus welchen Gründen auch immer in Anarchie versinken, könnte die Zahl der Sprachen hingegen wieder ansteigen, weil ein solches Szenario die Isolation der Menschen fördern würde.

In 2000 Jahren, falls die Menschheit noch existiert, wird keine Sprache irgendeiner heute gesprochenen Sprache mehr ähnlich sein, aber noch viele alte Bestandteile enthalten. Von der Geschichte wird abhängen, welche der Sprachen in veränderter Form noch existieren. Statistisch bieten sich an: Chinesisch, Englisch, Hindi und Spanisch. Dass nur noch eine einzige Sprache gesprochen werden könnte, hält Janson nur dann für denkbar, wenn die Weltbevölkerung drastisch geschrumpft wäre und nur noch einen begrenzten Teil der Erde besiedelte.

In 2 Millionen Jahren, so Janson, werden die Menschen ausgestorben sein. Wenn nicht, haben sie sich genetisch so verändert, dass von einer anderen Spezies ausgegangen werden muss, die möglicherweise völlig neue Arten der Kommunikation entwickelt hat.



Symbol für Sprachverwirrung: Der Turmbau zu Babel von Pieter Bruegel, 1563. (AKG)

Demokratie zwischen Kirche und Staat

Adrian Loretan-Saladin, Toni Bernet-Strahm (Hrsg.): Das Kreuz der Kirche mit der Demokratie. Theologischer Verlag, Zürich 2006. 95 Seiten, Fr. 18.-

Von Klara Obermüller

Menschenrechte und Religionsfreiheit sind Postulate, die erst sehr spät Eingang ins Denken der katholischen Kirche gefunden haben. 1963 bekannte sich Papst Johannes XXIII. zur Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte. Zwei Jahre später stellte das Zweite Vatikanische Konzil mit der Erklärung über die Religionsfreiheit «Dignitatis humanae» das Verhältnis von Kirche und Staat auf eine neue Basis. Mit dieser Verspätung mag zu tun haben, dass katholische Instanzen sich bis heute schwer tun, sich den Herausforderungen des demokratischen Rechtsstaates zu stellen. Zu stark wirkt die Tradition, zu ausgeprägt ist das Misstrauen kirchlicher Amtsträger gegenüber der Moderne, die das hierarchisch-autokratische Selbstverständnis Roms seit der Aufklärung in Frage stellt. Deutlich zeichnet sich dieses Spannungsverhältnis in der Schweiz ab, wo die demokratische Tradition sich schlecht mit dem römischen Zentralismus verträgt. So ist es denn auch kein Zufall, dass kirchliche Konflikte in der Schweiz sich meist an der Schnittstelle von Kirche und Staat entzünden. Denn nur hierzulande gibt es jene staatskirchenrechtlichen Strukturen und jene Besonderheiten beim Bischofswahlrecht, die dem Zugriff Roms Grenzen setzen. Wenn es, wie etwa im Fall Haas, hart auf hart geht, kann der Vatikan zwar sein Recht durchsetzen; mit Verständnis der Basis sowie von Teilen des Klerus ist dann allerdings nicht mehr zu rechnen.

Der Kirchenrechtler Adrian Loretan-Saladin und der Theologe Toni Bernet-Strahm sind dem schwierigen Verhältnis von katholischer Kirche und Rechtsstaat letztes Jahr an einer Tagung in Luzern nachgegangen und haben die Ergebnisse nun herausgegeben. Entstanden ist ein ausgezeichnetes kleines Kompendium, dessen Beiträge sowohl den demokratischen Staat als auch die katholische Kirche zum Überdenken des gegenseitigen Verhältnisses zwingen. In den Beiträgen von Bundesgerichtspräsident Giusep Nay sowie von Daniel Kosch, Generalsekretär der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz der Schweiz, wird deutlich, wie schwierig es ist, die Rechtsauffassung eines demokratisch verfassten Staates mit den Traditionen und Glaubensüberzeugungen der katholischen Kirche in Einklang zu bringen.

Noch schwieriger aber gestaltet sich die Durchsetzung der Menschenrechte und anderer demokratischer Rechtsgrundsätze innerhalb der katholischen Kirche selbst, wo bis heute weder die Gleichstellung der Geschlechter noch die Gewaltentrennung Geltung erlangt haben. Ohne Polemik, aber unmissverständlich zeigt Loretan die entsprechenden Defizite auf und umreisst die Herausforderungen, denen die Kirche sich vor dem Hintergrund ihrer historischen Entwicklung inskünftig zu stellen haben wird. Die durchwegs klaren und gut lesbaren Ausführungen machen das Bündchen zu einer wertvollen Orientierungshilfe im Spannungsfeld von Kirche und Staat.

Bestseller Sachbücher

Deutschland

- 1 (1) **Hape Kerkeling:** Ich bin dann mal weg. *Malik*
- 2 (2) **Frank McCourt:** Tag und Nacht und auch im Sommer. *Luchterhand*
- 3 (3) **Eva-Maria Zurhorst:** Liebe dich selbst. *Arkana*
- 4 (7) **Katharina Münk:** Und morgen bringe ich ihn um! *Eichborn*
- 5 (6) **Jürgen Roth:** Der Deutschland-Clan. *Bertelsmann*
- 6 (4) **Frank Schätzing:** Nachrichten aus einem unbekanntem Universum. *Kiepenheuer & Witsch*
- 7 (-) **Florian Illies:** Ortsgespräch. *Blessing*
- 8 (5) **John Dickie:** Cosa Nostra. Die Geschichte der Mafia. *Fischer*
- 9 (8) **Thomas Leif:** Beraten und verkauft. *Bertelsmann*
- 10 (10) **Peter Hahne:** Schluss mit lustig. *Johannis*

Quelle: www.buchreport.de

Stetes Streben nach irdischem Glück

Darrin McMahon: Happiness. Atlantic Monthly Press, New York 2006. 544 Seiten, \$ 27.50.

Von Silvia Sanides

Die Zeiten des Glücks, schrieb Georg Wilhelm Friedrich Hegel, umfassen «die leeren Seiten der Geschichte». Mit dieser Erkenntnis leitet der amerikanische Historiker Darrin McMahon sein Buch ein, das eine Analyse des Glücks in der westlichen Philosophie von Homer bis Freud liefert. Glücklicherweise ist, wer heute lebt, scheint zumindest eine seiner Schlussfolgerungen zu sein. Denn theoretisch ist im Zeitalter der allgegenwärtigen Smileys das Glück anscheinend für jeden greifbar. Zu allen anderen Zeiten war es nur wenigen vorbehalten oder fehlte gänzlich im irdischen Leben. Bei Homer bestimmten die Götter das Schicksal, bei Aristoteles wird nur glücklich, wer sich – wie er selbst – dem geistigen Leben verschreibt. Im christlichen Mittelalter winkt das Glück erst nach dem Tod. Erst mit der Aufklärung setzt sich der Gedanke durch, dass sich jeder des hiesigen Lebens erfreuen darf.

McMahon widmet einen guten Teil des Buches den Glücksvorstellungen berühmter Philosophen, Kirchenväter und Schriftsteller. Dass das Werk dennoch nicht zu trocken gerät, liegt an den zahlreichen Beispielen aus Mythologie, Poesie, Musik, Malerei und Architektur, die Einblicke in das ganz alltägliche Glück und das Streben danach gewähren. Auf eine jedermann zugängliche Form der Freude verweist etwa



Glückliche Urlauber am Revere-Beach im US-Staat Massachusetts. (M. Dwyer/AP)

das erigerte Glied, das die Wand einer Bäckerei in Pompeji zierte. «Hic habitat felicitas», hier wohnt das Glück, verkündet die Inschrift. Nicht Pornographie ist hier dargestellt, erläutert McMahon, sondern ein Symbol für Wohlstand, Fruchtbarkeit und Macht, das den Eingang vieler römischer Villen schmückte.

In Gemälden des Mittelalters wird das Leben im Jenseits paradoxerweise durch all jene verbotenen Sinnesfreuden dargestellt, die im hiesigen Leben als Sünde gelten. Sogar das Lächeln, dies zeigen Gemälde und Skulpturen, ist göttlichen Geschöpfen vorbehalten.

Als Leonardo da Vinci seiner Mona Lisa ein mysteriöses Lächeln aufsetzte, mutmasste ein Zeitgenosse, der Maler habe sein Modell «fortwährend mit Sängern, Musikanten und Narren» unterhalten.

Erst mit Beginn des 18. Jahrhunderts war es breiteren Bevölkerungsschichten vergönnt, nach einem irdischen Glück zu streben. Nicht zuletzt trugen äussere Bedingungen dazu bei. Das Leben wurde einfacher, Hungersnöte und Epidemien seltener. Auch die bürgerliche Welt hatte nun in grösserem Masse Geld und Zeit, in Lustgärten zu wandeln, sich in Wirtshäusern und im

Theater zu amüsieren und Luxusgüter zu erwerben. Das Glück wurde käuflich. Charles Darwin kam angesichts des allgemeinen Strebens nach Wohlbefinden zum Schluss, dass Glückliche – bei Mensch und Tier – einen Überlebensvorteil bieten: «Die Starken, die Gesunden und die Glücklichen überleben und pflanzen sich fort.»

Doch McMahon erzählt nicht die Geschichte einer stetig glücklicher werdenden Menschheit. Jedem vermeintlichen Fortschritt des Glücks folgt neuer Schmerz. Kaum hat die Aufklärung das Glück vom Himmel auf die Erde geholt, erfinden die Romantiker den Weltschmerz. Im 20. Jahrhundert zeichnet Aldous Huxley in dem Roman «Schöne neue Welt» die Schreckensvision einer Gesellschaft, deren Mitglieder in einem permanenten Glück gefangen sind. Und auch in Zeiten der Smileys und des endlosen Gestrampels auf der hedonistischen Tretmühle haben die Psychiater ein neues Leiden ausgemacht: die Angst, versagt zu haben, wenn wir uns entgegen allgemeinen Erwartungen unglücklich fühlen.

Wenig berichtet McMahon über die zahlreichen neuen wissenschaftlichen Studien über das Glück und wie es zu erlangen ist. Wer ein Rezept fürs Glück suchen will, hält sich besser an die entsprechende Ratgeberliteratur. Alternativ kann sich der Leser ein Zitat Albert Camus' zu Herzen nehmen, das McMahon seinem Buch voranstellt: «Das Streben nach den Höhen vermag ein Menschenherz zu füllen. Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.»